

Versuche mit Gedichten von Bert Brecht und Ingeborg Bachmann

Autor(en): **Gerber, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastico grischun**

Band (Jahr): **30 (1970-1971)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Versuche mit Gedichten von Bert Brecht und Ingeborg Bachmann

Kaspar Gerber, Sekundarlehrer, Davos

Die Pflege des Gedichts, die uns allen am Herz liegen sollte, liegt uns Lehrern der Sekundar- und Werkschule gelegentlich beträchtlich auf dem Magen. Nicht selten haben wir nach einer Gedichtstunde das ungute Gefühl, unser Einsatz sei umsonst gewesen, das Gedicht sei nicht «angekommen». Woran mag das liegen? Wollen unsere Schüler wirklich keine Gedichte mehr hören oder ist unser Repertoire veraltet? Kein Wort sei gegen die «klassischen Schulgedichte» gesagt. Es sind herrliche Stücke darunter, die wir nicht missen möchten. Vielfach erprobt, interpretiert von allen Seiten, haftet vielen dieser Texte etwas Narrensicheres an. Diese Gedichte dürfen wir getrost bringen, da wird nichts schief gehen. Vielleicht sollten wir aber doch auch in der Gedichtstunde vermehrt den Mut zum Risiko aufbringen. Die Lesebuchherausgeber haben in den letzten Jahren eingesehen, dass die deutsche Literatur nicht mit Gottfried Keller aufhört. So stehen uns denn in den neuen Lesebüchern eine beträchtliche Anzahl guter moderner Gedichte zur Verfügung; wir müssen nur den Mut haben, sie in die Klasse zu bringen. Ich weiss aus Erfahrung, dass ein moderner Text die Schüler ungemein animieren, ja geradezu herausfordern kann. Natürlich kann das Experiment auch ganz danebengehen. Es geht mir nicht darum, das ältere Gedicht gegen das moderne auszuspielen. Auch ich weiss, dass die deutsche Literatur nicht erst 1945 beginnt. Ich meine nur, wir müssen unsern Schülern Gelegenheit geben,

sich mit neuen Texten auseinanderzusetzen zu können. Wo sollten sie denn zum zeitgenössischen Schrifttum hingeführt werden, wenn nicht in der Schule.

Eine Art des Gedichts, die bei den Schülern in der Regel gut ankommt, ist das sogenannte «Erzählgedicht». Was ist ein Erzählgedicht?

Meines Wissens wurde diese Bezeichnung vom Schriftsteller und Herausgeber Heinz Piontek geprägt. 1964 gab er unter dem Titel «Neue deutsche Erzählgedichte» eine viel beachtete Anthologie heraus. Seither hat sich das «Erzählgedicht» in der Literaturbetrachtung eingebürgert. Was haben wir darunter zu verstehen? Hören wir Begriffe wie «erzählendes oder episches Gedicht», so denken wir mit Recht an die Ballade.

In seinem Vorwort zur erwähnten Anthologie bemerkt Heinz Piontek: «Hier soll also von der deutschen Kunstballade die Rede sein. Ihr Alter wird auf etwa zweihundert Jahre geschätzt, ihre Herkunft aus dem Englischen abgeleitet. Mindestens ebenso wichtig aber wie die alten oder bloss altertümlichen nordischen Vorbilder war für sie unsere einheimische Volkspoesie. Mithin reichen die Wurzeln der neueren Ballade hinunter bis zu Lied und Epos, Märchen und Zauberspruch. Ihr Höhepunkt fiel mit dem unserer Dichtung überhaupt zusammen. Was auf die klassischen Beispiele folgte, war nicht Neuansatz, sondern Verästelung, Modifizierung, Feinarbeit. Spätestens seit der Neuromantik schien die Form zu verholzen. Was

endlich die Partebarden Hitlers vorbrachten, konnte nicht mehr ernst genommen werden. Kein Wunder, dass man die Ballade für tot erklärte. Dass ein solcher Eindruck entstehen konnte, hat aber noch einen weiteren Grund. Ich meine die Definition der Ballade. Sie wurde mit der Zeit immer doktrinärer und phantasieloser vorgenommen. Liess man in der Aera Goethes noch eine Vielzahl von Sujets gelten, so zog man später die Grenzen enger und enger. Schliesslich wurde als reine Ballade kaum mehr als die aufgepulverte Geschichtsanekdote anerkannt».

Bereits der Erste Weltkrieg machte der grandiosen literarischen Geschichtsbetrachtung und dem Heldenlied ein Ende. «Die Ernüchterung, die

den Überlebenden totenblau ins Gesicht geschrieben stand», war so allgemein, dass den Poeten die Lust an allzu hohen Tönen verging.

Wer sich in der neueren Lyrik einigermaßen auskennt, weiss, dass das erzählende Gedicht einen breiten Raum einnimmt. Da zu diesen Werken der etwas pompöse Begriff Ballade, der immer gern mit Helden-Ballade in Verbindung gebracht wird, nicht passt, spricht man lieber von Erzählgedichten.

Bert Brecht, dem das zeitgenössische Theater so viele Impulse verdankt, hat auch die Lyrik entscheidend beeinflusst. Eine grosse Zahl seiner vielen Gedichte sind typische «Erzählgedichte».

«Exil und Emigration»

1940

V

Ich befinde mich auf dem Inselchen Lidingö.
Aber neulich nachts
Träumte ich schwer und träumte, ich war in einer Stadt
Und entdeckte, die Beschriftungen der Strassen
Waren deutsch. In Schweiss gebadet
Erwachte ich, und mit Erleichterung
Sah ich die nachtschwarze Föhre vor dem Fenster und wusste:
Ich war in der Fremde.

VII

Vor der weissgetünchten Wand
Steht der schwarze Soldatenkoffer mit den Manuskripten.
Darauf liegt das Rauchzeug mit den kupfernen Aschenbechern.
Die chinesische Leinwand, zeigend den Zweifler
Hängt darüber. Auch die Masken sind da. Und neben der Bettstelle
Steht der kleine sechslampige Lautsprecher.
In der Früh
Drehe ich den Schalter um und höre
Die Siegesmeldungen meiner Feinde.

VIII

Auf der Flucht vor meinen Landsleuten
Bin ich nach Finnland gelangt. Freunde
Die ich gestern nicht kannte, stellten ein paar Betten
In saubere Zimmer. Im Lautsprecher
Höre ich die Siegesmeldungen des Abschaums. Neugierig
Betrachte ich die Karte des Erdteils. Hoch oben in Lappland
Nach dem Nördlichen Eismeer zu
Sehe ich noch eine kleine Tür.

Der Einstieg ist einfach. Bereits nach dem ersten stillen Lesen merken die Schüler, dass hier ein Mensch auf der Flucht ist. («Auf der Flucht vor meinen Landsleuten...») Die Jahrzahl 1940 gibt ihnen das Stichwort «Zweiter Weltkrieg». Der Hinweis, dass die Beschriftungen, die ihn im Traum erschreckten, deutsch sind, schaltet jeden Zweifel aus. Die Tatsache, dass der Flüchtling einen Soldatenkoffer mit Manuskripten mitschleppt, lässt sie vermuten, dass es sich um einen Schriftsteller handeln muss, der aus Hitlerdeutschland geflohen ist.

Hier ist eine knappe Schilderung von Brechts Fluchtwegen am Platz. Ich verzichte bewusst darauf, sein Leben gesamthaft darzustellen. Was uns im Augenblick interessiert, ist der Dichter im Exil.

Bertolt Brecht wurde am 10. Februar 1898 in Augsburg geboren. Bereits 1914 erschienen seine ersten Gedichte und Geschichten in den «Augsburger Neuesten Nachrichten». Schon früh beschäftigte er sich mit den Ideen des Marxismus-Leninismus und wurde schliesslich Kommunist. 1923 war er als Dramaturg in den Münchner Kamerspielen tätig. Beim Münchner Hitlerputsch stand er auf der Liste der zu Verhaftenden. In ungemein aggressiven Gedichten («Das Lied vom Anstreicher Hitler», «Hitler-Choräle») wandte er sich gegen die aufkommende Diktatur.

Am 28. Februar 1933, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, verliess Brecht mit seiner Familie Deutschland und floh über Prag und Wien nach Zürich. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris siedelte er noch im gleichen Jahr nach Kopenhagen über. Später liess er sich in Svendborg nieder. Seine Bücher wurden von den Nazis verbrannt. 1935 verlor er die deutsche Staatsbürgerschaft.

1940 floh er über Schweden nach Finnland.

1941 verliess er Finnland und reiste über Moskau nach Wladiwostok. Auf einem schwedischen Frachter gelangte er nach San Pedro (Kalifornien). In der Nähe Hollywoods kaufte er sich ein Haus.

Im November 1947 kehrte er Amerika den Rücken und flog nach Zürich. 1948 lebte er einige Zeit in Herrliberg. Die alliierten Behörden verweigerten ihm eine Einreise nach Westdeutschland. Mit einem tschechischen Pass landete er schliesslich in Prag. Im Oktober traf er in Ostberlin ein. Dort starb er am 14. August 1956.

Auf der Karte verfolgen wir seine Odyssee. Einige Bilder aus den Monographien von Kurt Fassmann und Marianne Kesting illustrieren die einzelnen Stationen seines Exils.

Wie viele seiner Landsleute hielt auch Brecht das Naziregime für ein kurzes Intermezzo. Aufmerksam verfolgte er die Geschehnisse in Deutschland, um

rechtzeitig seine Heimkehr vorzubereiten.

Den bereits betrachteten Gedichten fügen wir noch zwei weitere hinzu.

Gedanken über die Dauer des Exils

Schlage keinen Nagel in die Wand
Wirf den Rock auf den Stuhl.
Warum vorsorgen für vier Tage?
Du kehrst morgen zurück.

Lass den kleinen Baum ohne Wasser.
Wozu noch einen Baum pflanzen?
Bevor er so hoch wie eine Stufe ist
Gehst du froh weg von hier.

Zieh die Mütze ins Gesicht, wenn Leute vorbeigehn!
Wozu in einer fremden Grammatik blättern?
Die Nachricht, die dich heimruft
Ist in bekannter Sprache geschrieben.

Auf den kleinen Radioapparat

Du kleiner Kasten, den ich flüchtend trug
Dass seine Lampen mir auch nicht zerbrächen
Besorgt von Haus zum Schiff, vom Schiff zum Zug
Dass meine Feinde weiter zu mir sprächen.

An meinem Lager und zu meiner Pein
Der letzten nachts, der ersten in der Früh
Von ihren Siegen und von meiner Müh:
Versprich mir, nicht auf einmal stumm zu sein!

Diese Gedichte sind in ihrer Aussage so klar, dass sie keiner Erklärungen bedürfen. Hinzuzufügen ist noch, dass

Brecht einen deutlichen Unterschied machte zwischen Exil und Emigration. In einem Gedicht lesen wir:

Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab: Emigranten.
Das heisst doch Auswanderer. Aber wir
Wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluss
Wählend ein anderes Land. Wanderten wir doch auch nicht
Ein in ein Land, dort zu bleiben, womöglich für immer.
Sondern wir flohen. Vertriebene sind wir, Verbannte.

In der folgenden Gedichtstunde betrachten wir Brechts

Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration

Als er siebzig war und war gebrechlich,
drängte es den Lehrer doch nach Ruh,
denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich,
und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.
Und er gürtete den Schuh.

Und er packte ein, was er so brauchte:
wenig. Doch es wurde dies und das.
So die Pfeife, die er immer abends rauchte,
und das Büchlein, das er immer las.
Weissbrot nach dem Augenmass.

Freute sich des Tals noch einmal und vergass es,
als er ins Gebirg den Weg einschlug.
Und sein Ochse freute sich des frischen Grases,
kauend, während er den Alten trug.
Denn dem ging es schnell genug.

Doch am vierten Tag im Felsgesteine
hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:
«Kostbarkeiten zu verzollen?» – «Keine».
Und der Knabe der den Ochsen führte, sprach: «Er hat gelehrt.»
Und so war auch das erklärt.

Doch der Mann, in einer heitren Regung,
fragte noch: «Hat er was rausgekriegt?»
Sprach der Knabe: «Dass das weiche Wasser in Bewegung
mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt.
Du verstehst, das Harte unterliegt.»

Dass er nicht das letzte Tageslicht verlöre,
trieb der Knabe nun den Ochsen an.
Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre,
da kam plötzlich Fahrt in unsern Mann,
und er schrie: «He, du! Halt an!

Was ist das mit diesem Wasser, Alter?»
Hielt der Alte: «Interessiert es dich?»
Sprach der Mann: «Ich bin nur Zollverwalter,
doch wer wen besiegt, das interessiert auch mich.
Wenn du's weisst, dann sprich!

Schreib mir's auf! Diktier es diesem Kinde!
So was nimmt man doch nicht mit sich fort.
Da gibt's doch Papier bei uns und Tinte,
und ein Nachtmahl gibt es auch: ich wohne dort.
Nun, ist das ein Wort?»

Über seine Schulter sah der Alte
auf den Mann: Flickjoppe. Keine Schuh.
Und die Stirne eine einzige Falte.
Ach, kein Sieger trat da auf ihn zu.
Und er murmelte: «Auch du?»

Eine höfliche Bitte abzuschlagen,
war der Alte, wie es schien, zu alt.
Denn er sagte laut: «Die etwas fragen,
die verdienen Antwort.» Sprach der Knabe: «Es wird auch schon kalt.»
«Gut, ein kleiner Aufenthalt.»

Und von seinem Ochsen stieg der Weise,
sieben Tage schrieben sie zu zweit.
Und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise
mit den Schmugglern in der ganzen Zeit).
Und dann war's so weit.

Und dem Zöllner händigte der Knabe
eines Morgens einundachtzig Sprüche ein,
und mit Dank für eine kleine Reisegabe,
bogen sie um jene Föhre ins Gestein.
Sagt jetzt: Kann man höflicher sein?

Aber rühmen wir nicht nur den Weisen,
dessen Name auf dem Buche prangt!
Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreissen.
Darum sei der Zöllner auch bedankt:
Er hat sie ihm abverlangt.

Zu Beginn der Stunde erwähne ich nochmals die bereits besprochenen Gedichte aus dem Zyklus 1940. In Gedicht VII lesen wir über seinen Hausrat unter anderem: «Die chinesische Leinwand, zeigend den Zweifler hängt darüber.» Wir wissen, dass er immer das Rollbild eines chinesischen Weisen mit sich führte. Es war in seinen vielen Wohnungen der einzige Wand-

schmuck. Zeit seines Lebens zeigte er eine tiefe Achtung vor der Kultur der Chinesen. Zum Teil spürt man diese Verehrung auch in seinen Bühnenwerken. In Marianne Kestings Monographie finden wir auf Seite 84 die chinesische Zeichnung, die Laotse zeigt, wie er dem Grenzwächter sein Werk übergibt. Wir betrachten das Bild. Natürlich wollen die Schüler wissen,

wer Laotse gewesen ist. Er wurde, der Überlieferung nach, 604 v. Chr. geboren und erreichte ein sehr hohes Alter. Es wird allerdings bezweifelt, dass die berühmten einundachtzig Sprüche des Taoteking wirklich von ihm stammen. Zunächst war Laotse Bauer, später Archivar und Chronist eines Fürsten der Dynastie Tschou. Das lasterhafte Leben des Hofadels, die Intrigen der Beamten und der Missbrauch der Macht widerten ihn an. Um zu wahrer Erkenntnis zu gelangen, lebte er lange Jahre in einer einsamen Hütte. Die Legende erzählt, dass er schliesslich nach Westen reiste und nie mehr zurückkehrte. Aus menschlicher Güte hinterliess er seinem Volk jene weisen Sprüche, die den rechten Weg (Tao) weisen.

Nach dieser Vorbereitung lesen wir das Gedicht. Die Schüler merken, dass sich zwischen der vorliegenden Legende und den bereits behandelten Exil-Gedichten Parallelen ziehen lassen.

Laotse und Bert Brecht verlassen ihre Heimat. Der eine emigriert freiwillig, der andere wird ins Exil getrieben. Überlegen und ruhig packt der Weise «ein, was er so brauchte: wenig». In aller Hast hat der Dichter die wenigen Dinge zusammengerafft, die ihn ins Exil begleiten (Manuskripte, Rauchzeug, das chinesische Rollbild, die Masken, den Radioapparat).

Laotse verlässt seine Heimat, um nicht mehr zurückzukehren. «Es drängt den Lehrer doch nach Ruh». Ungeduldig verfolgt Brecht in der Fremde die Nachrichten aus Deutschland, jederzeit zur Heimkehr bereit. Zweifellos beneidet der Dichter den Weisen um seine überlegene Ironie, mit der er den Lauf der Welt betrachtet. «Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich, und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.» Nur zu gerne wäre er auch so weise und souverän über den Dingen gestanden. Im Gedicht «An die Nachgeborenen» klagt er denn auch:

«Was sind das für Zeiten!
Wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst!
Der dort ruhig über die Strasse geht
Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde
Die in Not sind?

Und in der letzten Strophe:

Ich wäre gern auch weise.
In den alten Büchern steht, was weise ist:
Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit
Ohne Furcht verbringen.
Auch ohne Gewalt auskommen
Böses mit Gutem vergelten
Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen
Alles das kann ich nicht:
Wirklich ich lebe in finsternen Zeiten!

Inhaltlich und formal bietet auch dieses typische «Erzählgedicht» keine Schwierigkeiten. In einfacher Sprache wird die Legende erzählt. Mühelos können die Schüler den Inhalt wiedergeben. In Schlusszeilen wie: «Denn dem ging es schnell genug», «Und so war auch das erklärt», «Du verstehst, das Harte unterliegt», gibt der Dichter gleichsam eine Zusammenfassung der vorangegangenen Strophe. Wenn er gar am Schluss der zwölften Strophe fragt: «Sagt jetzt, kann man höflicher sein?» und in der letzten Strophe dem Zöllner für seine Neugierde dankt, so tritt das Lehrhafte des Gedichts deutlich hervor. Dieser lehrhafte Ton ist typisch für ihn, und wir treffen ihn in seinem Werk häufig an. Bekanntlich schrieb er eine Anzahl «Lehrstücke». Gelegentlich kommt Brecht uns vor wie ein Kalendermann der früheren Zeit, der seine Leser unterhalten, aber auch belehren will.

In eindrücklicher Weise wird der Zöllner geschildert: «Flickjoppe, keine Schuh. Und die Stirne eine einzige Falte.» Brecht meint hier zweifellos den unterdrückten kleinen Mann, der alles Interesse daran haben muss, dass «der mächtige Stein, das Harte» (damit ist das harte, sture Machtgefüge gemeint) unterliegen und beseitigt werden muss. Wir wissen aus der Bibel, dass der Zöllner zu einer mindern, ja fast verachteten Menschengruppe gehörte. Schliesslich aber ist der Zöllner der letzte Mensch, den Laotse noch trifft, bevor er die Grenze überschreitet. In letzter Minute gelingt es diesem unscheinbaren Menschen noch, den Weisen dazu zu bewegen, seine Erkenntnis preiszugeben und im Lande zurückzulassen. Laotse tut es aus Mitleid mit einer geschundenen Kreatur.

Zum Abschluss der Stunde hören wir

noch Therese Giehses grossartige Interpretation des Gedichts.

Ingeborg Bachmann

Während die angeführten Gedichte Bert Brechts ohne weiteres verständlich sind, ist der Zugang zur Lyrik Ingeborg Bachmanns bedeutend schwieriger. Ihre eigenwilligen, oft sehr verschlüsselten Verse entziehen sich häufig einer eindeutigen Interpretation.

Der Literaturkritiker Günter Blöcker charakterisiert ihre Gedichte folgendermassen:

«Ihre Verse sind hart im Klang, kühn und bizarr, doch niemals unorganisch in den Bildern; sie sind getragen von einer radikalen Illusionslosigkeit, aber auch von einer noblen, kraftvollen Schicksalsbereitschaft. Sie hat den Mut, Zeiterscheinungen ganz unmittelbar anzusprechen, in einem lyrischen Plakatstil von hämmernder Eindringlichkeit. Sie behandelt das Abstrakte als sei es anschaulich, man darf sagen: für sie ist es anschaulich, und sie weiss auch den Leser dazu zu überreden.»

Wie sieht die Dichterin ihre Aufgabe?

In der Rede zur Verleihung des Hörspielpreises der deutschen Kriegsblinden, der ihr 1959 verliehen wurde, sagte sie: «... So kann es auch nicht die Aufgabe des Schriftstellers sein, den Schmerz zu leugnen, seine Spuren zu verwischen, über ihn hinwegzutäuschen. Er muss ihn, im Gegenteil, wahrhaben und noch einmal, damit wir sehen können, wahr machen. Denn wir wollen alle sehend werden. Und jener geheime Schmerz macht uns erst für die Erfahrung empfindlich und insbesondere für die Wahrheit. Wir sagen sehr einfach und richtig, wenn wir in diesen Zustand kommen, den hellen, wehen, in dem der Schmerz

fruchtbar wird: Mir sind die Augen aufgegangen. Wir sagen das nicht, weil wir eine Sache oder einen Vorfall äusserlich wahrgenommen haben, sondern weil wir begreifen, was wir doch nicht sehen können. Und das sollte die Kunst zuwege bringen: dass uns, in diesem Sinne, die Augen aufgehen...

Wie der Schriftsteller die anderen zur Wahrheit zu ermutigen versucht durch Darstellung, so ermutigen ihn die anderen, wenn sie ihm, durch Lob und

Tadel, zu verstehen geben, dass sie die Wahrheit von ihm fordern und in den Stand kommen wollen, wo ihnen die Augen aufgehen. Die Wahrheit nämlich ist dem Menschen zumutbar...»

Ich glaube, dass dem Menschen eine Art des Stolzes erlaubt ist – der Stolz dessen, der in der Dunkelhaft der Welt nicht aufgibt und nicht aufhört, nach dem Rechten zu sehen.

In der letzten Strophe des Gedichts «Ausfahrt» heisst es:

Da ist etwas mit den Tauen geschehen,
man ruft dich, und du bist froh,
dass man dich braucht. Das Beste
ist die Arbeit auf den Schiffen,
die weithin fahren,
das Tauknüpfen, das Wasserschöpfen,
das Wändedichten und das Hüten der Fracht.
Das Beste ist, müde zu sein und am Abend
hinzufallen. Das Beste ist, am Morgen,
mit dem ersten Licht, hell zu werden,
gegen den unverrückbaren Himmel zu stehen,
der ungangbaren Wasser nicht zu achten
und das Schiff über die Wellen zu heben,
auf das immerwiederkehrende Sonnenufer zu.

Seit Jahren schätze ich das Werk dieser Autorin und es reizt mich, den

Schülern einmal einen ihrer Texte vorzulegen. Ich wähle das Gedicht

Alle Tage

Der Krieg wird nicht mehr erklärt,
sondern fortgesetzt. Das Unerhörte
ist alltäglich geworden. Der Held
bleibt den Kämpfen fern. Der Schwache
ist in die Feuerzonen gerückt.

Die Uniform des Tages ist die Geduld,
die Auszeichnung der armselige Stern
der Hoffnung über dem Herzen.

Er wird verliehen,
wenn nichts mehr geschieht,
wenn das Trommelfeuer verstummt,
wenn der Feind unsichtbar geworden ist
und der Schatten ewiger Rüstung
den Himmel bedeckt.

Er wird verliehen
für die Flucht vor den Fahnen,
für die Tapferkeit vor dem Freund,
für den Verrat unwürdiger Geheimnisse
und die Nichtachtung
jeglichen Befehls.

Zu Beginn der Stunde teile ich das Gedicht aus. Bewusst habe ich auf der Vervielfältigung den Titel weggelassen. Ein guter Leser liest die Strophen einmal vor. Anschliessend lasse ich der Klasse einige Minuten Zeit, um über die Strophen nachzudenken. Dann äussern sich die Schüler zum Text. Allgemeiner Eindruck: Das ist ein modernes Gedicht. Warum? Die Antworten der Schüler lauten: Neue Ausdrücke kommen darin vor (Uniform, Trommelfeuer, Feuerzone). Der Zweite Weltkrieg könnte gemeint sein, oder Vietnam. Es berichtet von alltäglichen Dingen. Die Sprache ist einfach und knapp. Ein heutiges Problem wird zur Diskussion gestellt. In älteren Gedichten ist der Titel massgebend. Über dieses Gedicht könnte man verschiedene Titel setzen. Es reimt sich nicht. (Es ist, nebenbei bemerkt, recht inte-

ressant, einmal festzustellen, welche Merkmale unsere Schüler als typisch für einen modernen Text empfinden.) Eine Schülerin, die das Gedicht offenbar besonders aufmerksam gelesen hat, bemerkt: «Die Dichterin meint mit einem Wort mehrere Dinge. Es kann eine andere Bedeutung haben, als im gewöhnlichen Sprachgebrauch.» Diesem Mädchen ist etwas Wesentliches aufgefallen. Natürlich trifft das, was die Schülerin etwas schwerfällig formuliert hat, nicht nur auf diesen Text zu. Immer wieder müssen wir bei der Betrachtung literarischer Texte darauf hinweisen, dass ein Dichter einem Wort einen anderen tieferen Sinn geben kann. Das Bild (oder das Wort) wird dann zum Sinnbild. Im fünften Gedicht des Zyklus «Von einem Land, einem Fluss und den Seen» von Ingeborg Bachmann finden wir zu diesem Problem eine bezeichnende Strophe:

Seit uns die Namen in die Dinge wiegen,
wir Zeichen geben, uns ein Zeichen kommt,
ist Schnee nicht nur die weisse Fracht von oben,
ist Schnee auch Stille, die uns überkommt.

Besonders beeindruckt die Schüler die Wendungen «der armselige Stern der Hoffnung» und der «Schatten ewiger Rüstung». Das Thema spricht sie erwartungsgemäss stark an. In diesem Alter haben sie noch nicht die «Abgeklärtheit der Erwachsenen» erreicht, die glauben, mit der Tatsache des Krieges habe man sich abzufin-

den, wie mit einem Naturereignis. Wir merken sogleich, dass die Dichterin nicht einen speziellen Krieg meint, sondern den Krieg schlechthin. Sie, die 1926 in Klagenfurt geboren wurde, hat das Grauenhafte miterlebt. Leider haben sich die Menschen an das Unerhörte gewöhnt; es ist alltäglich geworden. «Die Uniform des Tages ist

die Geduld.» Der Krieg ist längst nicht mehr eine Angelegenheit der Helden. Immer mehr gerät der Schwache in die Feuerzone. Nach einem beendeten Krieg werden keine Verdienstkreuze mehr ausgeteilt. Was den Menschen bleibt ist der «armselige Stern der Hoffnung». Ein Funke Hoffnung, das Unerhörte werde sich nie mehr ereignen. Leider hoffen wir immer wieder vergebens, denn bald bedeckt der Schatten ewiger Rüstung wieder den Himmel. So bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Hoffnung in diejenigen Menschen zu setzen, die mit allen Mitteln zu verhindern versuchen, dass der Krieg «fortgesetzt» wird.

Zum Schluss versuchen wir einen

Die grosse Fracht

Die grosse Fracht des Sommers ist verladen,
das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit,
wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit.
Die grosse Fracht des Sommers ist verladen.

Das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit,
und auf die Lippen der Galionsfiguren
tritt unverhüllt das Lächeln der Lemuren.
Das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit.

Wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit,
kommt aus dem Westen der Befehl zu sinken;
doch offenen Augs wirst du im Licht ertrinken,
wenn hinter dir die Möwe stürzt und schreit.

Zu diesem Gedicht kann jede Deutung nur Vermutung sein. Was uns in diesem Text ergreift, ist nicht der «Hämmernde Plakatstil», den wir im Gedicht «Alle Tage» finden, sondern die Bilder, unerwartete, grosse Bilder. «Die grosse Fracht des Sommers», «das Sonnenschiff», «die Möwe, die stürzt und schreit», «die lächelnden Galionsfiguren».

Titel für das Gedicht zu finden. Ein paar Vorschläge lauten:

Der ewige Krieg
Der Schatten des Krieges
Der armselige Stern
Die Auszeichnung
Die wahren Helden

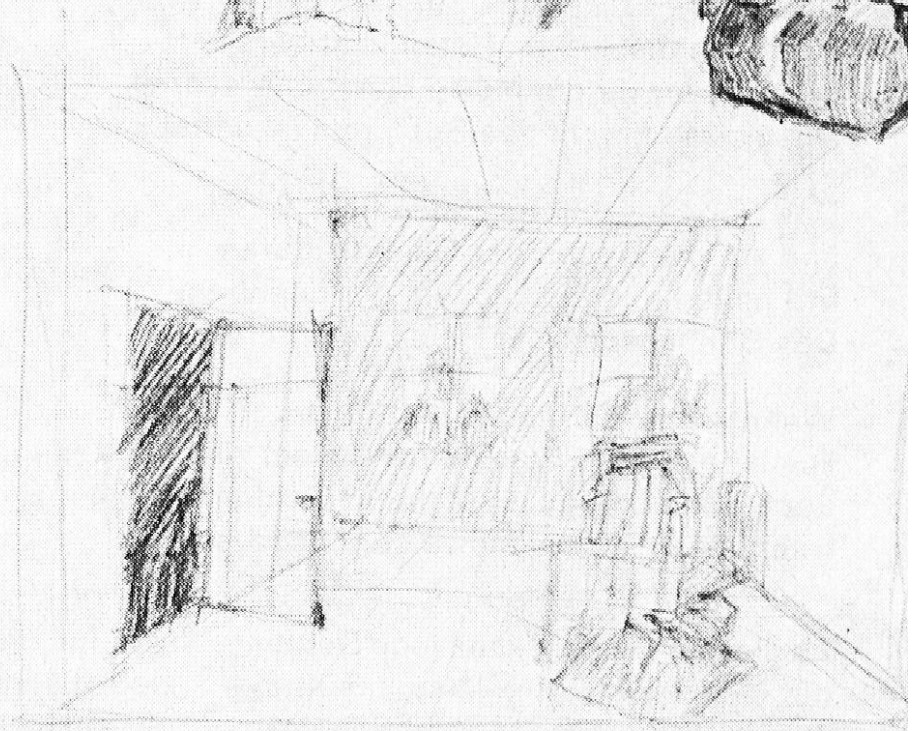
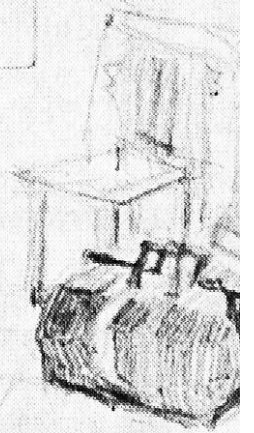
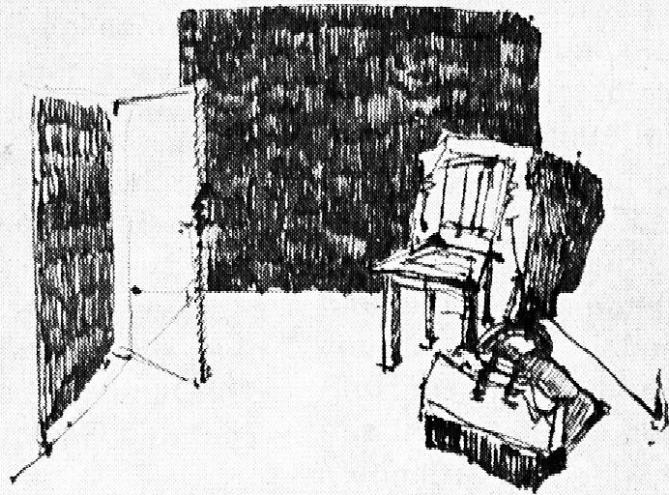
Ein Schüler findet mit Recht, diese Titel seien zu pathetisch und passten nicht zu dem einfachen Text. Also suchen wir weiter. Da fällt einem Mädchen die Überschrift «Immer wieder» ein. Damit trifft sie ziemlich genau den Titel des Gedichts.

Ich suche nach einem unüblichen Herbstgedicht und stosse auf Ingeborg Bachmanns Verse

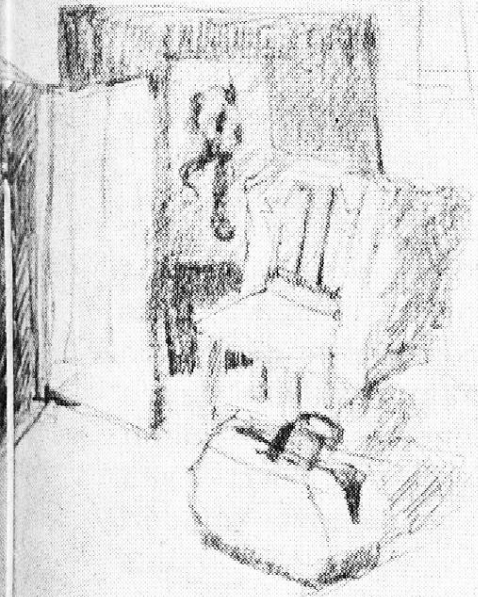
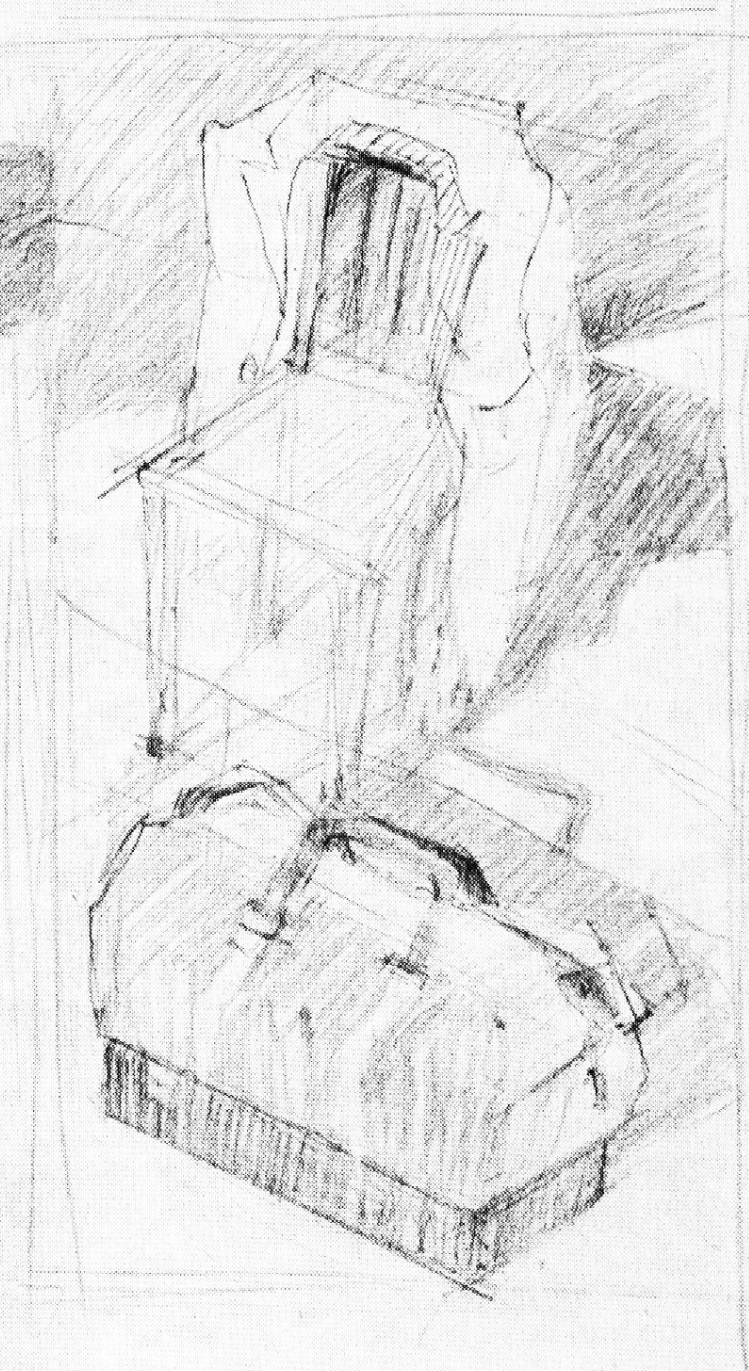
Als Einleitung hören wir, die Schüler haben den Text vor sich, wie die Autorin das Gedicht spricht. Um der Klasse das Herbsterebnis der Dichterin noch etwas bewusster zu machen, lese ich den Anfang ihrer Erzählung «Jugend in einer österreichischen Stadt» vor.

«An schönen Oktobertagen kann man, von der Radetzkystrasse kom-

Illustrationsversuch zu Bert Brechts Gedanken über



Planer des Entsch.



2 u. 6 cm 13 cm 70

mend, neben dem Stadttheater eine Baumgruppe in der Sonne sehen. Der erste Baum, der vor jenen dunkelroten Kirschbäumen steht, die keine Früchte bringen, ist so entflammt vom Herbst, ein so unmässiger goldner Fleck, dass er aussieht, als wäre er eine Fackel, die ein Engel fallen gelassen hat. Und nun brennt er, und Herbstwind und Frost können ihn nicht zum Erlöschen bringen.

Wer möchte drum zu mir reden von Blätterfall und vom weissen Tod, angesichts dieses Baums, wer mich hindern, ihn mit Augen zu halten und zu glauben, dass er mir immer leuchten wird in dieser Stunde und dass das Gesetz der Welt nicht auf ihm liegt?» Die Schüler, von der Interpretation der Dichterin und vom vorgelesenen

Text sichtlich beeindruckt, beginnen ihre Vermutungen zu äussern:

«Mit der grossen Fracht ist wohl nicht eine richtige Fracht gemeint. Wahrscheinlich sind das Erfahrungen und Erlebnisse. Vielleicht hat sie etwas ganz besonders stark beeindruckt.» Auch das «Sonnenschiff» kann nur symbolisch gemeint sein. Ein Schüler sieht darin die Sonne ganz allgemein. Schliesslich «kommt aus dem Westen der Befehl zu sinken». In der Sonne verehrt die Dichterin offensichtlich das Licht und die Wärme. Beides kann die Menschen und die Umwelt verwandeln. Um das zu illustrieren, lese ich noch drei Strophen aus dem grossartigen Hymnus «An die Sonne» vor.

Schöner als der beachtliche Mond und sein geadeltes Licht,
Schöner als die Sterne, die berühmten Orden der Nacht,
Viel schöner als der feurige Auftritt eines Kometen
Und zu weit Schönrem berufen als jedes andre Gestirn,
Weil dein und mein Leben jeden Tag an ihr hängt, ist die Sonne.

Schöne Sonne, die aufgeht, ihr Werk nicht vergessen hat
Und beendet, am schönsten im Sommer, wenn ein Tag
An den Küsten verdampft und ohne Kraft gespiegelt die Segel
Über dein Aug ziehn, bis du müde wirst und das letzte verkürzt.

Schönes Licht, das uns warm hält, bewahrt und wunderbar sorgt,
Dass ich wieder sehe und dass ich dich wiederseh!

Für die Dichterin bedeutet es bestimmt ein grosses Glück, auf dem Sonnenschiff zu sein.

Die Schüler merken auch, dass sich in der zweiten Strophe der Ton ändert. Etwas Unheimliches scheint sich anzubahnen. Die Galionsfiguren (Vorbauten, Verzierungen am Bug älterer Schiffe), die «unverhüllt» und frech wie Lemuren (Gespenster) zu lächeln

beginnen, beunruhigen uns. Wenn wir genau lesen, beachten wir, dass sich das Unheil bereits in der ersten Strophe ankündigt. Beinahe hätten wir die Möwe übersehen, die hinter dem Sonnenschiff «stürzt und schreit». Dass sie schreit, wundert uns nicht. Wie aber sollen wir uns das Stürzen erklären? Deutet Ingeborg Bachmann damit einen Sturz in

die Tiefe an? Die dritte Strophe scheint uns recht zu geben. Natürlich fällt uns auch die Wiederholung einzelner Zeilen auf. Damit will die Dichterin eine Aussage bestätigen und bekräftigen. Nicht von ungefähr betont sie in den beiden ersten Strophen immer wieder: «Die grosse Fracht des Sommers ist verladen» und «das Sonnenschiff im Hafen liegt bereit». Zuversichtlich kann sie dem Kommenden entgegensehen. Die grosse Fracht (die grosse Erfahrung, das eindrückliche Erlebnis) kann ihr niemand nehmen, auch wenn sie aus dem Sonnenlicht in die Dunkelheit stürzt; wenn auf die hellen, schönen Tage düstere oder unheimliche folgen.

Haben wir damit das Gedicht ausgeschöpft? Gewiss nicht. Hoffentlich nicht! Wir lesen die Strophen nochmals und zum Abschluss hören wir ein letztes Mal die Stimme der Dichterin. Die Schüler sind beeindruckt. Was wollen wir mehr?

Zu erwähnen wäre noch, dass die skizzierten Versuche mit Sekundarschülern der dritten Klasse gemacht wurden. Die Texte von Brechts *Legende* und Ingeborg Bachmanns «Die grosse Fracht» sind in unserem Lesebuch *Kompass 3* abgedruckt. Brechts *Exil-Gedichte* entnahm ich seinen «*Svendborger Gedichten*», Ingeborg Bachmanns «*Alle Tage*» fand ich in ihrer Gedichtsammlung «*Die gestundete Zeit*».

Literaturhinweis

Kompass 3 (Dritter Band des Lesewerks *Kompass* aus dem Schöningh Verlag Paderborn)

Neue deutsche Erzählgedichte (gesammelt von Heinz Piontek dtv 487)

Deutsche Literatur seit 1945 (Kröners Taschenbuchausgabe Band 382)

Methodisch-didaktische Analysen zum Lesebuch *Kompass 3*

Bertolt Brecht: *Gesammelte Werke* in acht Bänden (Buchclub Ex Libris), Band 4, Gedichte

Kurt Fassmann: *Brecht* (eine Kindler Bildbiographie)

Marianne Kesting: *Brecht* (Bildmonographie Nr. 37, Rowohlt Verlag)

Ingeborg Bachmann: *Die gestundete Zeit, Gedichte* (Piper Verlag); *Anrufung des grossen Bären, Gedichte* (Piper Verlag); *Gedichte – Erzählungen – Hörspiele – Essays* (Piper Verlag); *Das dreissigste Jahr, Erzählungen*, Taschenbuchausgabe dtv 344

Schallplatten

In der Deutschen Grammophon Gesellschaft gibt es verschiedene Platten mit Texten von Bert Brecht. Besonders eindrücklich sind die Interpretationen von Therese Giehse.

Lyrik der Zeit (Günter Neske Verlag, Pfullingen). Ingeborg Bachmann, Eich, Krolow, Heissenbüttel, Arp, Celan und Grass lesen eigene Gedichte (2 Platten).